Zwischen Industrie und Universität

Autor(en): **Gabler, Hansjörg**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wechselwirkung : Technik Naturwissenschaft Gesellschaft**

Band (Jahr): **3 (1981)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-653052

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hansjörg Gabler

Zwischen Industrie und Universität

Wie geht man mit der Behauptung der Freunde und Arbeitskollegen um, man hätte sich verändert, seitdem man nicht mehr in der Atomindustrie arbeite? Ich behaupte, mich nicht verändert zu haben. Ich bin derselbe Mensch geblieben in meinem neuen Job an der Universität. Auch wenn die Haare manchmal wieder länger sind und das Jackett im Schrank hängen bleibt.

Wir haben viel diskutiert gegen Ende des Studiums. Was fängt man an mit einer gerade abgeschlossenen Ausbildung als Naturwissenschaftler? Die Aussicht, als Physiker sich in eben den Forschungsprozeß einzugliedern, den man so intensiv kritisiert hatte, war nicht sehr verlockend. Es müßte denn schon ein Arbeitsgebiet sein, das man selbst als „sinnvoll" aktzeptieren könnte.

Meine Suche nach einer Berufsperspektive fiel in die Zeit des aufbrechenden Widerstandes gegen die Kernenergie. Mit diesem Widerstand hatten wir uns sehr schnell identifiziert. Aber Kernenergie, war das nicht das „sinnvolle" Arbeitsgebiet, dem man sich als Naturwissenschaftler zuwenden müßte? Ein Bereich, in dem so konzentriert wie kaum irgendwo sonst die Ergebnisse physikalischer Forschung in große Technik umgesetzt wurde, in eine Technik überdies, die zunehmend in den Brennpunkt gesellschaftlicher Auseinandersetzung rückte? Konnte man nicht als Naturwissenschaftler einen Beitrag zu dieser Auseinandersetzung leisten, wenn man mit offenen Augen in der Atomindustrie arbeitete?

Ich habe mich damals von einem großen Unternehmen der kerntechnischen Industrie einstellen lassen. Ich wollte endlich fort von der Universität und andere Bereiche gesellschaftlicher Realität erfahren. Ich wußte, daß ich mich auf die Freunde, mit denen meine Entscheidung abgesprochen war, verlassen konnte, daß sie mich darauf aufmerksam machen würden, wenn sich durch mein neues Sein mein Bewußtsein allzusehr verändern sollte.

An zwei Fragen kristallisierte sich meine Unsicherheit. Wie wirst du den Widerspruch verarbeiten, deine Arbeitskraft für die Entwicklung einer Technik zur Verfügung zu stellen, die du inhaltlich nicht vertreten willst? Wie werden sich die Arbeitskollegen zu dir verhalten, wo doch offensichtlich sein wird, daß deine Werte und deine Ziele andere sind als die ihren? Hinzu kamen die bekannten Ängste, fachlichen Anforderungen nicht gerecht werden zu können, auch die Aufgabe, mich in einer fremden Stadt einzuleben.

Die Identifikation mit der Arbeit

In den folgenden Jahren habe ich bei einem halbend Dutzend bundesdeutscher Kernkraftwerke die Probeläufe mit durchgeführt. Diese Arbeit hat mir Spaß gemacht.

Ich habe mich eingelesen in das Gebiet der Reaktorphysik, war mit einer Vielzahl mir zunächst völlig fremder Alltagsprobleme von Ingenieuren konfrontiert. Ich habe die Verfahrenstechnik im Kraftwerk kennengelernt, habe Berichte geschrieben über erfolgreich durchgeführte Versuche, habe Störfälle analysiert und Kurse über Reaktorphysik für Maschinenbauingenieure abgehalten. Und wenn ich längere Zeit im Büro in der Firmenzentrale verbracht hatte, freute ich mich, wieder auf die Baustelle zu kommen. Ich verbrachte im Schnitt die Hälfte des Jahres auf Baustellen. Meine Reisen dauerten wenige Tage oder Wochen und Monate, abhängig vom Fortschritt oder von Rückschlägen während der Probeläufe.

Die Arbeit hat mir Spaß gemacht, und ich habe mich oft an der Irritation der alten Bekannten geweidet, wenn ich davon berichtet habe. „Wie kann es Spaß machen, Kernkraftwerke zu bauen?" Kein Kernkraftwerk wäre errichtet worden, kein Tornado würde fliegen, wenn es nicht Befriedigung verschaffte, Lösungen zu finden für die kleinen Probleme, mit denen man im Berufsalltag umzugehen hat, wenn es nicht Befriedigung verschaffte, für einen komplexen Zusammenhang ein Modell formuliert zu haben, aus dem das Verhalten einer bisher nur empirisch zugänglichen Größe nun berechenbar geworden ist.

Es war eine neue Erfahrung, daß in der Auseinandersetzung

mit dem technischen Objekt Momente der zuvor erlebten Entfremdung des Arbeitsprozesses aufgehoben waren. An die Stelle der Isolation im Institut war das gemeinsame Interesse der Gruppe am Gegenstand der Arbeit getreten. Von Ellenbogenkarrierismus und dem mißtrauisch verschlossenen Schreibtisch habe ich in unserer, aus graduierten Ingenieuren und einigen Physikern bestehenden Arbeitsgruppe wenig gespürt. Eine Differenzierung nach Aufgabenbereichen und Verantwortlichkeit (oder auch Bezahlung) war, dort wo sie bestand, weniger auf dem formalen Ausbildungsniveau als auf der Erfahrung und auf dem Wissen in dem jeweiligen Arbeitsgebiet begründet.
Ich habe den Kollegen zugehört, wenn sie erzählt haben. Es gab ja viele Gelegenheiten dazu an den Abenden in den Dorfgasthäusern. Ich habe sie ausgefragt über ihre Erfahrungen aus den Pioniertagen der Kernenergie in Deutschland, aus der Geschichte ihres Arbeitslebens. Sie haben erzählt von ihren Kindern und von den Schwierigkeiten beim Bau ihrer Eigenheime. Und ich selbst gab bereitwillig Auskunft über Ausschnitte aus meinem Leben. Daß es in meiner Existenz Bereiche gab, zu denen ich mich nicht geäußert habe, wurde von einigen bemerkt. In schwierigen Situationen bin ich verstummt oder habe versucht, wieder auf Fachgespräche auszuweichen. Selbstverständlich ging ich manchen Kollegen möglichst aus dem Weg. Da waren andere Kollegen, die ich achtete, deren fachliche Ehrlichkeit und Kompetenz einherging mit menschlicher Integrität, und es gab Kollegen, mit denen ich Freundschaften geschlossen haben, Freundschaften, die auch heute, nachdem ich die Firma verlassen habe, noch andauern.
Entgegen meiner eigenen Erwartung habe ich mich im Laufe der Zeit sowohl in der Arbeitsgruppe als auch in meiner konkreten Arbeit zuhause gefühlt. Ich wurde zu einem von Kollegen und Vorgesetzten anerkannten Mitglied der Gruppe. Während es mir jedoch leichtfiel, Worte wie „unser Kraftwerk" oder „unsere Firma" zu vermeiden, umfaßte die Identifikation der meisten Kollegen, wenn auch in unterschiedlichem Maße gebrochen, das Kraftwerk, an dem wir arbeiteten und den Betrieb, der uns beschäftigte.

Von der Freiheit, auszusteigen

Selbstverständlich hatte ich mich in meiner Sprache und in bestimmten Verhaltensweisen meiner Umgebung angepaßt. Mein Auto trug keine Aufkleber, weder gegen die Kernenergie noch für die Kernenergie (tut es übrigens auch heute noch nicht). Es hätte wichtigere Anlässe gegeben, sich fristlos kündigen zu lassen. Ich habe an keiner der Brokdorf-Kundgebungen teilgenommen, ebenso wie ich mich von den von einigen Betriebsräten der Branche organisierten Prokernenergieveranstaltungen ferngehalten habe. Ich bin bestimmten konfliktträchtigen Situationen aus dem Weg gegangen, bin oftmals Beobachter geblieben.
Auseinandersetzungen wurden in vielen Gesprächen am Arbeitsplatz geführt, anknüpfend an innerbetrieblichen Ereignissen oder der jeweils aktuellen politischen Lage, an Fernsehfilmen wie Holocaust oder den Meldungen aus Harrisburg. Die Auseinandersetzungen waren sachlich oder emotional, vorsichtig oder auch sehr offen, bis hin zu Rededuellen, nach denen man vom Vorgesetzten gefragt wurde, ob man denn vorhabe zu kündigen. Und immer das Bemühen, an der von den Kollegen erfahrbaren Realität anzusetzen, die Widersprüche und Brüche darin aufzuzeigen, eine Sprache zu sprechen, die die ihre ist, sich vortastend und sich wieder zurückziehend, die Tragfähigkeit des über die Zusammenarbeit gewachsenen gegenseitigen Vertrauens abklopfend. Ich hatte Angst davor, dieses mir entgegengebrachte Vertrauen aufs Spiel zu setzen.
Mir die Frage stellen zu können „bleibst du drin in diesem Betrieb oder steigst du aus?" habe ich immer als besonderes individuelles Privileg empfunden, ebenso wie es einmal mein Privileg gewesen war, mich positiv für eben diesen Arbeitsplatz entscheiden zu können. Ich hatte keine Familie zu ernähren und kein Eigenheim abzubezahlen, war damit kurzfristig weder an mein Gehalt noch an den Ort gebunden. Ich hatte als Physiker und relativ jung an Berufsjahren sehr viel größere Freizügigkeit in der Wahl eines Arbeitgebers als ein graduierter Ingenieur. Ich hatte während des Studiums in Wohngemeinschaften und in politischer Arbeit eine Art von Solidarität, von Identität in einer Gruppe kennengelernt, die mir als Utopie eine sehr viel größere Freiheit im Nachdenken über meine Situation und meine Zukunft gab, als meine Arbeitskollegen sie im allgemeinen haben konnten. Auch aus diesem Grunde durfte ich manche Fragen radikaler stellen als sie.
Nach fünf Jahren habe ich die Firma verlassen und einen formal gesicherten Arbeitsplatz gegen einen befristeten Vertrag an der Universität eingetauscht. Ich analysiere nun nicht mehr technische Abläufe im Kernkraftwerk, sondern beschäftige mich mit der Entwicklung von alternativen Systemen zur Nutzung von Sonne, Wind und Biomasse. Die Begründungen, die mir die meisten meiner neuen Arbeitskollegen für diesen Schritt unterstellen, sind zu einfach.
Der Konflikt zwischen der eigenen gesellschaftlichen Utopie und dem materiellen System, dem die Arbeit in der kerntechnischen Industrie dient, ist eben auf die Dauer, ohne sich korrumpieren zu lassen, nicht zu ertragen, sagen sie. Das trifft nicht zu, erwidere ich.
Dieser Konflikt ist sehr wohl zu ertragen, denn er tritt im Alltag des Ingenieuers im allgemeinen nicht zutage. Um ihn herauszuarbeiten, sind politische Vermittlungsschritte notwendig. Stellst du dich diesem Konflikt aber, dem Konflikt, der an jedem anderen Arbeitsplatz auch vorhanden ist, dann wirst du ihn auch verarbeiten können. Er wird die Gespräche mit den Kollegen bestimmen, die Auseinandersetzungen innerhalb der gewerkschaftlichen Betriebsgruppe, das Zusammensein mit den Freunden außerhalb des Betriebes. Du wirst in diesen Auseinandersetzungen allerdings die universitäre Unverbindlichkeit, die großen Rundschläge, die Mißachtung des Details aufgeben müssen. Dafür wirst du nicht nur mit Kollegen von hoher fachlicher Kompetenz zusammentreffen, sondern zuweilen auch ein Niveau der Analyse gesellschaftlicher Prozesse erleben, das du an der Universität meist vergeblich suchst.
Der Rahmen, in dem ich heute die Inhalte meiner Tätigkeit bestimmen kann, ist weiter als früher. Die Grenzen sind nicht mehr so sehr durch die meist nur die Dynamik eines technischen Prozesses widerspiegelnde hierarchische Organisationsstruktur vorgegeben. Die Mechanismen der Einbindung sind weniger überschaubar geworden, die Fremdbestimmtheit meines Arbeitstages ist deshalb nicht aufgehoben. Das Fehlen der Stechuhr bedeutet zunächst nur, daß ich nicht mehr auf die Bezahlung von Überstunden pochen kann.
Ich kann eine einfache Begründung für meine Rückkehr aus der Industrie an die Universität nicht geben. Da war das Bedürfnis nach grundsätzlicherer Auseinandersetzung mit meinem Fach, da war die (bisher noch nicht eingelöste) Hoffnung auf eine systematische politische Diskussion des Zusammenhangs von Technik und Gesellschaft, da war die alte Vorstellung des Ingenieurs, mit seiner Arbeit Bausteine für eine bessere Zukunft beizutragen, da waren sehr private Gründe und da war vor allem der Wunsch, mein Leben einmal wieder aktiv zu verändern, mich nicht für die kommenden dreißig Jahre in einer Situation einrichten zu müssen, die vorhersehbar geworden war. Ich wollte die Freiheit wahrnehmen, die ich meinen Kollegen voraus hatte.